

anders

*Vierteljahres-Zeitschrift für
Psychologische Morphologie
31/2017*

Bouvier Verlag

Hinweis für Autoren:

Angenommen werden Beiträge, die sich inhaltlich auf Konzepte der Psychologischen Morphologie beziehen. Sie sollten nicht mehr als drei Seiten (12 Punkt, 1,5-zeilig, ca. 1000 Wörter) umfassen und in der Regel in Form von Kolumnen verfasst sein. Glossen, Rezensionen sollten nicht länger als eine Seite sein (ca. 350 Wörter). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Veränderungen der zum Druck vorgesehenen Beiträge vor. Geplant sind vier Ausgaben pro Jahr. Abonnement über GPM (s. u.).

Impressum

Herausgeber: Wilhem Salber Gesellschaft (vormals GPM)

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Y. Ahren

Redaktion: Y. Ahren, D. Blothner, W. Domke, D. Salber, W. Salber †
Wir danken Linde Salber für die Auswahl und Bereitstellung der Zeichnungen Wilhelm Salbers.

Anschrift der Redaktion:

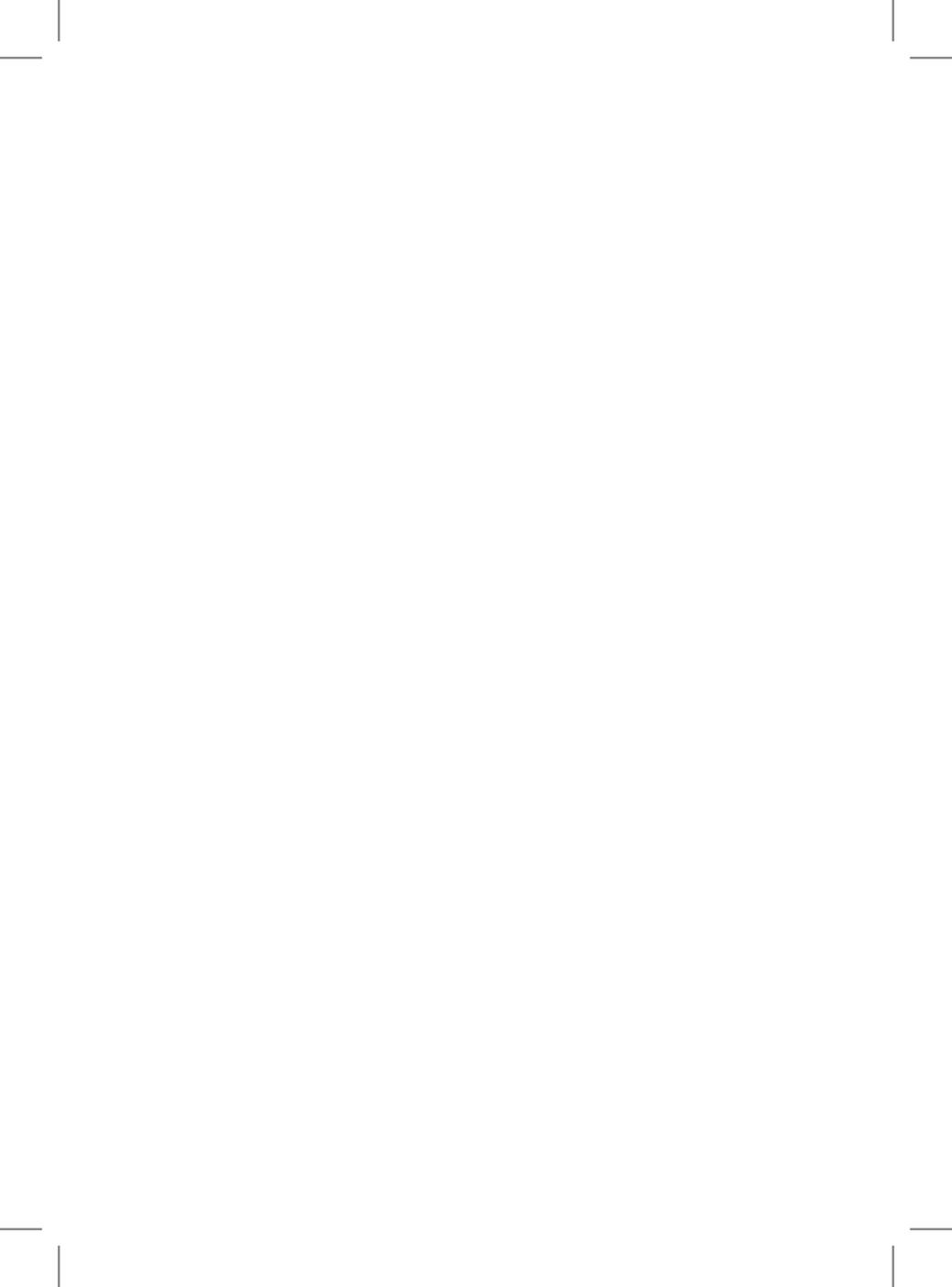
Wilhelm Salber Gesellschaft (WSG),
Redaktion ANDERS, Postfach 420203, 50896 Köln
redaktion@zeitschrift-anders.de
www.zeitschrift-anders.de

© Die Autoren und WSG, Oktober 2017

Bouvier Verlag, ISBN: 978-3-416-03302-2

Satz und Layout: Peter Franken & Petra Kaiser
Lektorat: Esther Domke
Druckerei: H. Heenemann GmbH & Co.KG, Berlin





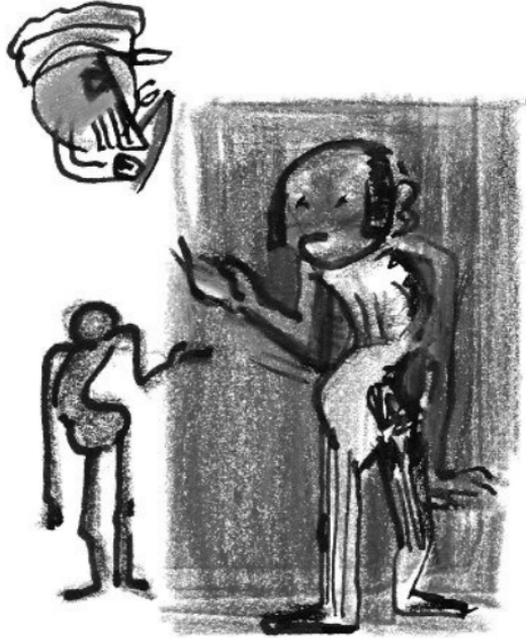
Björn Zwingmann

Volkswagen: Das Imperium schlägt zurück

In der Werbung lebt – wenn sie gelingt – die Seele des Produkts. Doch selbst eine gelungene Werbung ist – wie alle Werke – riskant, da sie auch mit den werkimmanenten Gegenläufen zurechtkommen muss und für Verkehrungen anfällig bleibt. Träumen oder Fehlleistungen ähnlich können Werbeproduktionen unter Umständen mehr vom Betriebsgeheimnis ihres Gegenstandes enthüllen als sie vielleicht beabsichtigten. Im Folgenden möchte ich dies am Beispiel des aktuell in den Schlagzeilen stehenden Volkswagen-Konzerns darlegen, dessen Außenwirkung sich mehr und mehr von einem vertrauenswürdigen Traditionsbetrieb hin zu einer skrupellosen Kartellmacht wandelt, die auch vor krimineller Einflussnahme nicht zurückschreckt. Anhand von zwei VW-Werbespots, einer von 2011 und einer von 2017, kann man nachvollziehen, wie Volkswagen nicht nur versucht, gezielt die unbewussten Wünsche der Autokäufer anzusprechen, sondern auch, wie sich das paradoxe Konstruktionsproblem des Autoherstellers selber in diesen Werbespots ausdrückt, indem in den Spots neben dem Versprechen einer haltgebenden Ordnung auch die Bedrohung durch entmündigende Eingriffe sichtbar wird.

Der erste der beiden Spots, den Volkswagen 2011 für den Passat lancierte, wirkt von heute aus rückblickend wie eine parodistische Vorwegnahme des 2015 bekannt gewordenen Abgasskandals: Man sieht ein Kind – unwillkürlich vermutet

man eher einen Jungen als ein Mädchen – im schwarzen Kostüm von Darth Vader, dem maskierten Bösewicht der Star-Wars-Filme, untermalt von der charakteristischen dramatischen Filmmusik. Im Film hat die Figur Darth Vader die Fähigkeit, durch reine Willenskraft Dinge zu bewegen und sogar Menschen zu töten. Auch der kleine Vader im Werbespot streift durchs Haus und versucht, seine „Macht“ zu erproben: am Familienhund, am Wäschetrockner oder an einer Spielzeugpuppe. Doch seine Machtproben scheitern. Trotz Konzentration und dramatischen Gesten bewegt sich nichts nach seinem Willen. Als die Mutter ihm schließlich sogar mitleidig-streng den Teller mit einem Sandwich hinüberschiebt, der sich trotz seiner mentalen Anstrengungen nicht auf ihn zubewegen mochte, scheint es, als habe die Frustration den Höhepunkt erreicht. Das ist komisch und zugleich irgendwie süß – man schwankt zwischen Lachen und Mitgefühl mit dem enttäuschten Gerne-Groß. Dann fährt ein Passat vor dem Haus vor, aus dem der Vater steigt. Der kleine Darth Vader eilt herbei. Der erfreute Vater, der schon die Arme ausbreiten will, muss feststellen, dass der Sohn gar nicht ihn meint und geht ins Haus, während der Kleine sehen will, ob er das väterliche Gefährt nicht doch unter seinen Willen zwingen kann. Er streckt beschwörend die Arme aus, konzentriert sich – und plötzlich, mit einem Aufleuchten der Blinker, springt der Motor des Autos an. Sofort sehen die Zuschauer, dass es der Vater war, der den Motor über seine Schlüssel-Fernbedienung angelassen hatte. Gemeinsam mit der Mutter steht er in der Küche, von wo aus er den Sohn durch das Fenster beobachtet. Er wirft seiner Frau einen vielsagenden Blick zu.



Als Zuschauer sind wir beruhigt. Wir sind mitgegangen mit den Machtgelüsten des Kindes, haben seinen Frust belächelt, aber auch geteilt, und freuen uns am Schluss über die gute Lösung, durch die der Vater dem Sohn einen spielerischen Triumph gewährt, ohne die Macht wirklich aus der Hand zu geben. Die väterliche Ordnung bleibt bestehen. Dass der aus Star Wars bekannte Vater-Sohn-Konflikt, der im Film zugleich auch ein Kampf von Gut und Böse ist, dabei persifliert wird, gibt dem Ganzen einen witzigen Dreh. Der Werbeclip war im

Netz ein viraler Erfolg und erreichte Kultstatus. Dabei geht es sicher nicht nur darum, dass humorvoll auf die Möglichkeit eines ferngesteuerten Motorstarts beim Passat hingewiesen wird. Psychologisch ist der Spot vielmehr deswegen so wirksam, weil er sich ebenso wie das Autofahren oder Auto kaufen zwischen den Polen Einwirkung und Anordnung aufspannt. Autofahren ist Ausdruck der eigenen Wirkmächtigkeit und Bewegungsfreiheit. Das Steuer in der Hand zu haben ist Sinnbild für Entscheidungsgewalt. Dahinter stecken genau diejenigen kindlichen Allmachtswünsche, die der Werbespot uns so humorvoll in Form des kleinen Darth Vaders zeigt.



Insofern geht es beim Autofahren immer um die „Macht“, die sich ausdrückt, wenn sich ein Gegenstand wie von selbst bewegt. Das steckt schon im Wort Automobil. Das Auto ist aber auch Erweiterung und Steigerung unseres „Selbst“, Ausdruck und Profilierung unserer Persönlichkeit und nicht zuletzt Symbol für Potenz und Status. All dies braucht auf der anderen Seite eine haltgebende Ordnung. Beim Autofahren ist es die Straßenverkehrsordnung, die unsere Bewegungs- und Tempowünsche bremst und in Bahnen lenkt. Und auch die Marken und Typen der Automobilindustrie geben uns Kategorien vor, in die wir uns einordnen können. VW sagte mit seinem Star-Wars-Spot: Mit uns bleibt die väterliche gute Ordnung an der Macht, auch wenn die dunklen Allmachtswünsche aufbegehren.

Doch nachdem im September 2015 der VW-Abgasskandal bekannt wurde, brach genau dieser Werbespot für eine andere, gegenläufige Deutung auf. Die Fernbedienung des Vaters lässt sich nun eher als Symbol der Allmachtswünsche des VW-Konzerns lesen, der mit quasi ferngesteuerten Abschaltvorrichtungen Gesetz und Ordnung unterlaufen hatte. Vielleicht wäre es zu weit spekuliert, aber doch ein interessanter Gedanke, dass die Spannung von Allmacht und Ordnung vielleicht eben nicht nur das Autofahren und -kaufen, sondern auch das Autoherstellen und -verkaufen bestimmt. Dann hätte der Star-Wars-Spot unbeabsichtigt die geheimen Darth-Vader-Phantasien im VW-Konzern offengelegt.

Als Reaktion auf den Skandal verfilmte Greenpeace den Spot neu unter dem Titel „The Dark Side“ und ließ keinen Zweifel daran, wer hier auf der dunklen Seite steht: Auf der

riesigen und aus den Star-Wars-Filmen bekannten Raumstation „Todesstern“, die aus dem All die Erde mit Laserstrahlen beschießt, prangt das VW-Logo. Die Wirkung des ursprünglich gelungenen Werbewerkes hatte sich gänzlich verkehrt.

Im Frühjahr 2017 veröffentlichte Volkswagen dann einen neuen Spot für das Modell Touran mit dem Titel „Gefangener“. Es ist, als habe sich VW hier selber um eine Verkehrung des in die Verkehrung geratenen Vater-Sohn-Themas bemüht. Wir sehen nun einen eher schwächtigen Mann mit Brille auf dem Rücksitz seines Autos. Er ist gefesselt und versucht verzweifelt, sich zu befreien. Sein Blick fällt auf das Lenkrad und ungelenkt robbt er zwischen den Vordersitzen nach vorne, um schließlich mit dem Kinn die Sprachbedienung am Lenkrad zu aktivieren. „Anrufen, zu Hause“, sagt er. Wir sehen, wie seine Frau zu Hause den Telefonhörer abnimmt, doch bevor der Gefangene im Auto etwas Sinnvolles sagen kann, öffnet sich die Fahrertür und wir blicken in die ernsten Gesichter von vier Kindern, die zum Teil als Indianer verkleidet und bemalt sind. Eines hält einen harmlosen selbstgebastelten Bogen mit Saugnapfpfeilspitze auf den Vater gerichtet. Als Zuschauer verstehen wir nun: Der Vater wurde Opfer eines Indianerspiels seiner Kinder. Wortlos unterbricht ein Junge das Telefongespräch mit einem Knopfdruck. Eine Schrifteinblendung weist auf die innovative Sprachsteuerung des Autos hin. In der nächsten Szene sehen wir die Mutter mit den Kindern am Essenstisch. Ganz beiläufig fragt sie: „Wo ist Papa eigentlich?“ Die Kinder tauschen vielsagende Blicke aus. Am Schluss sehen wir den immer noch gefesselten und



zusätzlich geknebelten Vater im vor dem Haus parkenden Auto, undeutlich um Hilfe schreiend, während sich die Scheibenwischer vor seinem Gesicht hin- und herbewegen.

Erneut ist ein humorvoller Vater-Kind-Machtkampf das Thema, doch diesmal mit umgekehrtem Ausgang. Wiederum ist die Werbebotschaft riskant. Natürlich geht es nicht nur darum, mit einer lustigen Geschichte auf die neue Sprachsteuerung des Touran hinzuweisen. Vielmehr kann man den

Spot als direkten Kommentar auf den Abgasskandal und den Vertrauensverlust der Konsumenten in die väterliche Ordnung des VW-Konzerns lesen. Für die Zuschauer ist es zunächst befriedigend, dass die väterliche Autorität hier eine gefesselte Witzfigur ist. Doch am Schluss ist einem doch nicht ganz so wohl dabei, dass er nun gänzlich im Auto bleiben soll, während die Mutter alleine zu Hause sitzt, wo die offenbar ziemlich über die Stränge schlagenden Kinder vielleicht ganz das Regiment übernehmen könnten. Beim Zuschauer regt sich darum der Wunsch, dass dieser böse Scherz auch wieder ein Ende hat und die Familienordnung wieder hergestellt wird. Man will raus aus der Verkehrung.

Das ist psychologisch ein riskanter, aber vielleicht auch ein höchst wirksamer Trick. VW sagt uns damit: Ja, ihr habt uns erwischt. Seht, wir sind doch gar nicht so groß und gefährlich, wir sind harmlose Väter, sogar in demütiger Bußhaltung gefesselt. Wir akzeptieren euren Spott und Hohn und auch ein bisschen Strafe. Aber Kinder, mal ehrlich: Ewig kann das doch nicht so weitergehen. Der Spaß ist irgendwann vorbei und dann wird alles wieder in alter Ordnung sein. Das wollt ihr doch auch, oder?

Wolfram Domke

Spielplatz seelischer Kleinkriege – ‚Mensch ärgere dich nicht‘

Vor gut hundert Jahren – mitten im ersten Weltkrieg – begann die bis heute andauernde Erfolgsgeschichte eines Spiels, das genau umgekehrt wirkt wie es heißt: *Mensch ärgere dich nicht*. Dabei war es zunächst ein Ladenhüter. Sein Erfinder J.F. Schmidt hatte verschiedene Vorläuferspiele, u. a. das 2000 Jahre alte indische *Pachisi* und das englische *Ludo*, einerseits vereinfacht, andererseits durch die Möglichkeit zum Hinauswerfen erweitert. Im Familienkreis mit seinen drei Söhnen kam das neue Spiel gut an, aber draußen ließ es sich zunächst nicht verkaufen. Nach Kriegsbeginn kam er auf die Idee, die auf Halde liegenden Spiele den kämpfenden Soldaten als jene „Liebesgabe“ zu spenden, zu der überall öffentlich aufgerufen wurde. In den überfüllten Lazaretten gelang dann bald der Durchbruch: Zunächst nahmen es die Soldaten ‚auf breiter Front‘ an und nach Kriegsende auch die Zivilisten. Bis zum Jahre 1920 war die erste Million des Spiels abgesetzt, viele weitere folgten und noch heute werden jährlich einige hunderttausend Exemplare bei uns und in anderen Ländern verkauft.

Was ist das Erfolgsgeheimnis dieses Spiels? In allen Berichten, die sich mit seiner Geschichte befassen, spielt der ‚Kriegseintritt‘ eine wichtige Rolle. Aber was für eine Rolle ist das? Zu kurz gegriffen erscheint die oft angeführte Erklärung, *Mensch ärgere dich nicht* habe gut gegen die Langeweile in

den Lazaretten geholfen. Soll Langeweile damals tatsächlich das seelische Hauptproblem der vielen kampfversehrten Menschen gewesen sein und gab es dagegen nicht schon genug Unterhaltungsangebote? Fanden die Soldaten damals Ablenkung vom Kriegsgeschehen in dem Spiel oder passte es womöglich deshalb so gut, weil es selbst eine Art Kriegsspiel ist? Fragen, die aus heutiger Sicht natürlich schwer zu beantworten sind. Was sich heute aber beim Spielen immer noch leicht feststellen lässt: *Mensch ärgere dich nicht* hat eine sehr konflikträchtige Wirkungsstruktur. Sie führt uns auf einen riskanten Weg zwischen zwei sicheren Häusern und erzwingt einen Kampf aller gegen alle um das eigene Durchkommen. So versetzt uns das Spiel im Handumdrehen in eine Thomas-Hobbes-Welt, wo der Mensch dem Menschen zum Wolf wird und jeder jeden jederzeit kriegern, also ‚fressen‘ kann.

Wenn es dabei auch nur sehr selten zu körperlichen Verletzungen oder gar tödlichen Konsequenzen kommt, die seelischen ‚Verheerungen‘, die das Spiel anrichten kann, kennen die meisten von uns wohl aus eigener Erfahrung. Besonders bei Kindern zeigen sich oft noch jene wütenden Verwerfungen des ganzen Spiels, die seine psychologische Sprengkraft eindrucksvoll belegen. Das legt den Gedanken nahe, *Mensch ärgere dich nicht* habe sich bei seinem Durchbruch als eine Art gestaltanaloger Behandlung der damaligen Kriegsverfassung angeboten. Die ‚Liebesgabe‘ bestand womöglich darin, ein umfassendes und unfassbares martiales Geschehen, in das Soldaten als Täter und Opfer verwickelt waren, gleichsam mit kleinen Besetzungen nachspielen und sich dabei ein Stück weit verfügbar machen zu können.



Diese Wirkungsstruktur von Fressen und Gefressen-Werden, Hinauswerfen und Durchkommen in wiederholten Anläufen war es vielleicht, die das Spiel damals so schnell zum Renner machte. Sie entfesselt vehemente Seelenkräfte und zwingt zugleich zu deren Beherrschung.

Drehpunkt dieser vehementen Seelenkräfte ist bei *Mensch ärgere dich nicht* offenkundig das Hinauswerfen. Wie wir alle wissen, kann uns das sehr böse machen. Obwohl die Spielregel dazu zwingt, erleben wir es als aggressiven Eingriff in die ‚durchgehende‘ Linie unseres Spiellaufes und als feindselige Zerstörung des bisher Erreichten. Aus morphologischer

Sicht sind hier dennoch nicht allein ‚böse‘ Kräfte am Werk, nur weil sie zerstörerisch oder aggressiv sind. Zerstören lässt sich allgemein als Hinweis auf Umbildungsprozesse verstehen, die überall da am Werk sind, wo alte Gestaltzusammenhänge in neue übergehen. Das ist zum Beispiel in jedem Tageslauf bei den vielen Wechseln unserer Stundenwelten der Fall. Wir kommen morgens nur aus dem Bett und in den Tag, wenn wir die Schlaf- und Traumverfassung ‚zerstören‘ können. Meist gelingt uns das nur mithilfe eines Weckers und seinen aggressiven Verlautbarungen. Aber auch das Aggressive verliert schnell seinen schlechten Ruf, wenn man sich den ursprünglichen Wortsinn vor Augen hält: angehen, anpacken oder angreifen. Das sind zunächst einmal Hinweise auf grundlegende Einwirkungsqualitäten des Seelischen. Sie helfen entscheidend dabei, die Aufgaben und Projekte unserer Tageswerke ‚in Angriff‘ zu nehmen. Fehlen solche destruktiven und aggressiven Qualitäten bei *Mensch ärgere dich nicht*, fühlen wir uns vielleicht als bessere, friedvolle Menschen, das Spiel leidet aber sichtlich unter dieser Mangelercheinung.

Von Heraklit stammt der Satz vom Krieg als „Vater aller Dinge“. Eine immer noch provozierende Aussage, denn kaum jemand macht sich wohl gern zum Fürsprecher dieses ungeheuren Umbildungsprozesses, der so viel Leid und Schrecken über die Menschen bringt. Wir sind eher gewohnt, den Krieg als Vernichter aller Dinge anzusehen – und sollen ihn nun als Erzeuger, Schöpfer begreifen? Erstaunlicherweise verliert auch der Krieg etwas an Schrecken, sobald man den Allerweltsprozess ‚kriegen‘ darin ausmacht. Nach Duden lautet

die ursprüngliche Wortbedeutung von ‚kriegen‘: etwas durch Krieg bekommen. Was zunächst tautologisch klingt, macht psychologisch durchaus Sinn und lässt sich etwa im Film-erleben gut beobachten. Wir erkennen sich anbahnende Liebesentwicklungen meist schon frühzeitig daran, dass die Protagonisten sich als betont unversöhnlich-feindliche Gegensätze konfrontieren. Genau das macht uns sicher: ‚die kriegen sich‘. Der Krieg der Geschlechter ist hier also tatsächlich ‚Vater‘ aller späteren Liebesdinge.

Wenn wir nun – zurück zu *Mensch ärgere dich nicht* – ein gegnerisches Figürchen kurz vor dem Ziel k r i e g e n, dann liegen Untat (für den Mitspieler) und Wohltat (für uns) ganz



nah beieinander. Genauso nah beieinander liegen hier aggressive Einwirkung und beruhigende Aneignung, denn mit dem Rauswerfen des Vorseilenden geht auch ein Einholen, Einsacken, Zurückholen des anderen einher. Aus dessen Sicht ist das natürlich eine zerstörerische Umbildung seiner kurz vor Schließung stehenden Gestaltentwicklung. Und das kann sich alles wieder drehen, wenn wir selbst die Eingefangenen und Herausgeworfenen sind. So entsteht und vollzieht sich das eigenartige Seelendrama bei *Mensch ärgere dich nicht*: Ein ständiges Vor-und-Zurück von Erhalten und Verändern, Tun und Getan-Werden, Wegwollen und Ankommen, Abwägen und Setzen, Sich-Ausbreiten und Zusammenziehen. Und das Ganze reguliert sich durch einen banalen Schicksalswürfel, der dem Durchkommen Flügel verleiht, es aber genauso zu nervenaufreibendem Schnecken-tempo, qualvollen Wartezeiten oder beschwerlichen Neuanfängen zwingen kann. Wir haben den Spielwürfel immer wieder selbst in der Hand, unser Spielglück aber nur sehr bedingt.

Und vielleicht ist es das, was an *Mensch ärgere dich nicht* auch heute noch so anziehend wirkt: Dass es dem ungeheuren Seelengewoge des Kriegens, also der Aneignung durch Auseinandersetzung, einen übersichtlich verkleinerten Spielplatz anbietet, wo sich die Grundverhältnisse seelischen Überlebens etwas geheurer austragen lassen. Die Spielfassung für 6 Personen ist übrigens als Hexagramm angeordnet. Und wie in der Morphologie spielt sich das Wesentliche nicht in den sechs Ecken ab sondern dazwischen. Die sechs Ecken sind lediglich verschiedene Unruheherde, von denen es mit aller Macht in den Spielbetrieb hineindrängt. Das lässt sich



gut beobachten, wenn man eine Zeit lang vergebens und mit zunehmender Verzweiflung um die Eintrittssechs gewürfelt hat. Das Nicht-zum-Zuge-Kommen von Spieler oder Grundtendenzen ist hier wie da nur sehr schwer auszuhalten. Sind dann endlich alle miteinander unterwegs, dann vermag ein schlichtes Brettspiel wie dieses besonders anschaulich zu machen, welch ein Sortengemisch, Gewusel und Gedränge im seelischen Geschehen herrscht. Die verschiedenen Wirksamkeiten begleiten, verfolgen, bekämpfen, behindern, verdrängen – und kriegen sich – in Hass und Liebe. Das Spiel erlaubt wölfische Freuden seelischer Dekultivierung und wirkt zugleich als harmloses Hilfsmittel menschlicher Zivilisierung. Das alles sicher in vereinfachter Weise, aber mit bemerkenswert existenzieller und paradoxer Ansprache: Mensch, ärgere dich nicht!

Wilhelm Salber

Organisation mit Metapsychologie

Organisation und Hieronymus Bosch

Es ist naiv anzunehmen, das Verstehen eines Konzepts, auch der Morphologie, führe nicht zu Missverständnissen, eigenwilligen Vereinfachungen, sogenannten Neuerfindungen und Ähnlichem.

Daher erscheint es sinnvoll, zum Thema Organisation und Hieronymus Bosch einige Worte vorher zu sagen. Bei Organisation geht es um den Zusammenhang von Abläufen seelischer Stundenwelten, nicht um Organisationspsychologie von Unternehmen oder gemeinsamen Werken. Organisation meint nicht Rationalisierung. Organisation meint nicht formale Gestalt-Gesetze der Wahrnehmung. Organisation meint nicht Verfassung, die eine kunstvolle Vereinbarung zur Eingrenzung von Organisationsbreite ist. Organisation hat, wie die Morphologie überhaupt, nichts zu tun mit der Personalisierung von Bedingungen zu Kobolden oder ‚Göttern im Exil‘.

Es ging von vornherein immer nur um Grundverhältnisse, universale Verhältnisse, um Verhältnisse zwischen Ganzheiten und ihren Gliederungen oder Metamorphosen. Daher steht bei Organisation im Blickpunkt das Verhältnis zwischen Typisierung und Überdetermination.

Morphologische Hypothese dabei ist, dass sich entwickelnde Zusammenhänge durch gestalthafte Ausdrucksbildungen organisiert werden. Nicht durch formale Gestalt-



gesetze: Schließung weist auf Umarmen und Umfassen hin, Figurbilden weist hin auf Eingrenzen und Abwehr von Eindringlingen usw.. Wie Seelisches aus Seelischem hervorgeht, organisiert sich durch diese Metamorphosen von Ganzheitskomplexen (Goethe). In Steigerung, Minderung, Gegenlauf, Umdrehen etc.. Seelische Zusammenhänge fügen sich nicht durch Assoziationen, Summierungen, Anhäufungen von Verschiedenem, nicht durch Zusammenkleben oder Verkettungen.

Nochmals. Wie bei den anderen Bedingungen geht es auch bei Organisation um Gestalthaftes als Ausdrucksbildung. Das ist in der Zeitschrift *anders* in einem eigenen Artikel dargestellt worden (26/2016). Metapsychologisch bedeutet das bei Organisation, dass gestalthafte Verhältnisse als Heftiges und Mäßiges auftreten. Heftiges und Mäßiges betonen, Gestalt sei nichts Festes, sondern etwas Tätiges, Gestaltendes, Wirkendes, Sich-Durchsetzendes. Das ist auch in dem Verhältnis von Typisierung und Überdetermination angesprochen. Nicht umsonst bedeutet Typos so etwas wie Schlag oder Einprägung. In der Richtung bewegt sich auch die Bildung von organisierenden Gestalten, mal als Heftiges, mal als Mäßiges. Dem wirken die vielfältigen Determinationen der Wirklichkeit ebenso als Heftiges oder Mäßiges entgegen.

Von diesen Überlegungen her darf es nicht überraschen, wenn die Beschreibung und Analyse der Bildstruktur eines Werkes von Hieronymus Bosch hier als ein Beispiel für Organisation und ihr Gestalthaftes dargestellt wird.

Wilhelm Salber

Hieronymus Bosch: Sein Garten organisiert menschliche Ausdrucksbildung

Der Umgang mit einem bewegenden Bild, wie er sich als Verhaltens- und Erlebenszusammenhang beschreiben lässt, ist ein ausgezeichnetes Beispiel für morphologische Organisation als Ausdrucksbildung und Formenbildung.

Es geht um das Bild von Hieronymus Bosch, das üblicherweise als ‚Garten der Lüste‘ bezeichnet wird. Das Bild bezieht uns in ein Zugleich von mehreren Ecken her ein. Da ist ein großes Mittelstück mit einer leichteren hellen Seite und einer gedrängt schweren, dunklen Seite. Zugleich geht es von links los, quer durch die Mitten-Breite nach rechts hin, feurig und dunkel. Und dazu ein Kreis mittendrin und viele Großfiguren von seltsamen Blumen und surrealen Dämonen.

Das Zugleich legt nahe, Abstand zu nehmen, zurückzutreten, Zeit zum Hinsehen zu haben und zu beschreiben, was drauf ist. Das Moralisieren mit dem Titel ‚Garten der Lüste‘ kann man schon bald fallen lassen. Also noch einmal herangehen. Das Zentrum der Bildstruktur drängt sich vor: in einen Erdkreis ist der Kreis eines Reigens gestellt. Das wird ergänzt durch das leicht schwingende Ideal links und die rechte Tafel als Reich der Finsternis. Da legt sich dann auch ein Weg vom Paradies durch die Welt zur Hölle nahe. Himmlisches, irdisch Menschliches, dämonische Unterwelt?

Es dreht sich weiter. Links und in der Mitte gliedern sich seltsame Gewächse aus. Werdendes und Kugelndes, Blasen



und Kreise, auch Eier und Urpflanzen könnten das sein. Dazu aber viel, das zunächst diffus erscheint, viel Volk, vereinen, verkehren und Verkehrungen, Verdrehungen, Verkapselungen, Anreize, da stehen, sich schließen, aufbrechen, keimen, sprossen. In der Mitte Gewässer. Rechts die übliche seltsame Bosch-Realität der bedrängenden (realen) Unmöglichkeiten.

Gegenüber vorschnellen Sinndeutungen weiter an den Beschreibungen entlanggehen. Wieder in den Prozess, der von Kreisen zu Kugeln geht, Kugeln werden Kegel, Verschlussenes oder Eier, Lebenskeime. Daraus werden lebendige Tafelaufsätze, bizarre Pflanzen. Offenes und Sich-Schließendes, Festes und Gewässer. Das alles sind Metamorphosen, die sich hier selbst darstellen können. Das ist Gestaltung und

Umgestaltung. Das ist ein Ganzes in ständigen Brechungen und Abwandlungen. Menschenwelt als ein Garten in Kultivierungen, Umstellungen, Verkehrungen, Keim- und Spross-Formen. Der Garten des Menschlichen.

In seinen Gestaltungen springen die Ausgliederungen des Ganzen ineinander um: typisch Bosch diese möglich-unmöglichen ‚Kausalitäten‘ der Seelenlandschaften. Der Menschheits-Garten zeigt Dinge und Menschen als Übergänge, in Umstellungen und Verdrehungen. Dieses Zugleich und Dazwischen wird paradox ins Bild gerückt. Was aus einem Ei kommen kann, kann Kopf oder Hintern werden. Es kann in etwas Fremdem enden oder etwas Neues auf den Weg bringen. Was kann alles nicht alles andere tragen, fortsetzen, bewirken. Ein Fisch bewegt sich, also warum nicht Räder, er hat ein Maul, also geht es rein und raus wie bei einer Trompete. Er kann fressen und wird gefressen, er kann tragen und selber irgendwo drauf sein. Solche Werke sind Wirkendes, das sich in sich entwickeln kann, indem etwas in anderes übergeht und wieder damit bricht, indem es sich öffnet und verschließt.

Trennen, Vereinen, Verschieben, Vergrößern, Variieren. Als werde so die Wirklichkeit des Menschlichen dargestellt und ausgemessen. Ihre Wege und Irrwege. Wenn es heißt Hölle, klingt das dann so, als würden hier Wiederholungsinstrumente, Ausgehöhletes, Verkommen, Töten, Isolieren, Abfallen von Einzelheiten aus dem Ganzen vorzuführen versucht. Wir müssen daher riskieren, den Garten durch ein eigenes Werk zu kultivieren (Voltaire)! Das ist eine ganze Aufgabe.

Bosch malt ein Seelenbild, eine uns verlorene Seelen-Landschaft. Er malt es als Entwicklungs-Ding, das zeigt, wie es in Gestalten, in Gestaltung und Umgestaltung weitergehen kann. Was sich verlagern, verkehren kann, wo es sich begrenzen oder frei werden muss. Das stellt er dar in diesen Kreisen, Keimen und Spross-Formen, im Kugeln, im Fließenden. Und er stellt zugleich ins Bild, da lässt sich was verkehren, zerteilen, verschließen, auswachsen, zerstören, klittern, verheucheln, töten. In solchen Prozessen geht die Gestaltung weiter oder eben nicht weiter. Aber zugleich zeigt sich, worauf es ankommt im Ganzen. Das Ganze ist die Darstellung der Möglichkeiten im Unmöglichen, bei denen wir Partei nehmen müssen.

Wilhelm Salber

Was ist Gestalthaftes dabei?

Um zu verstehen, warum das so und nicht anders zusammenhängt und aufeinander einwirkt, kann man das Gestalthafte als ‚System‘ in der Morphologie aufgreifen. Die Morphologie mit ihrer Gestaltung und Umgestaltung von Wirklichkeit produziert ein Bild unserer Wirklichkeit, die nur in solchen Gestaltungen da ist, nicht an sich extra.

Die Morphologie des Bildes von Bosch dreht sich um Gefüge, Gebilde, Entwicklungen, Wachsendes – als seien das Architekturen, die sich tragen, ergänzen, widerstreben, destruktuieren. Es geht hier nicht um einzelne Teilchen und Elemente. Es geht immer um diese Gliederungen eines Ganzen. Am Bild von Bosch lässt sich ablesen, was da als Metamorphosen in den Blick tritt: da sind Zentren, die sich aus der Vielfalt abheben, da sind Drehfiguren, die Bedeutungen und Komplexe in eine andere Richtung, in eine andere Entwicklung bringen. Da geht es um Ergänzungen, um Brechungen. Alles als Metamorphosen eines Ganzen.

Gestalthaftes tritt uns entgegen in den Etwassen, die sich als bedeutsame Gestalt-Komplexe von einer Vielfalt oder einem diffuseren Hintergrund abheben. Sie haben eigene Grenzen, sie stellen fassliche Konturierungen von Sinnhaftem oder auch von Unsinn heraus. Sie ergänzen sich zu Gemeinsamkeiten, seltsamerweise mit Gestalten, die ihnen ungleich sind. Gleichheit und Ungleichheit ineinander, Vereinheitlichen von Fließendem, als Aneignung – damit ist zugleich

Umbildung aufgerufen, als Wirken und Widerstreben. So wie es der Gestaltkreis von Wahrnehmung und Bewegung in vereinfachter Form darstellt. Gestalthaftes ist nichts Starres und Festes, sondern etwas Paradoxes, etwas das überhaupt nur in Bewegungen, in Arbeit, in Produktionen ‚so‘ ist und ‚da‘ ist.

Das Paradox ist morphologisches Grundprinzip, das alle Prozesse durchzieht. Daher ist es auch sinnvoll, bei seelischen Geschehnissen von Brechungen, von Verstehen durch Verrückungen, von Sich-Erfahren nur in Anders-Werden zu sprechen.

Die Verhältnisse, die Kategorien, die Züge des Funktionierens von Seelischem sind auf Metamorphosen gerichtet. Hier gewinnt Gestalt als Entwicklung oder Verwandlung ihre besondere Bedeutung. Metamorphosen des seelischen Geschehens sind am Werk in Annäherung, Wiederkehr, Entfernung, Abhebung, Widerstand, sie sind da in Prozessen, in denen sich etwas gliedert, sie bringen Seelisches zum Ausdruck, indem sie sich als passend oder unpassend erweisen, indem sie etwas weitertragen, indem sie Entsprechungen von Ungleichheit und Gleichheit in den Blick rücken. In gewisser Weise kann man hier sagen, es gehe bei Gestalthaftem um seelische Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit.

Goethe hat in seiner Farbenlehre über Ergänzungsverhältnisse von Gestalten und Umgestalten gesprochen. Er spricht von Gewicht und Gegengewicht. Von Mehr und Weniger als Zusammenhang, von Wirken und Widerstreben, Tun und Leiden. Da sind Metamorphosen, ein Vordringen und ein Zurückhalten, ein Heftiges und ein Mäßigendes, ein Männliches wie ein Weibliches. So bildet sich die Morphologie von



Gestaltwerden aus. Auf diese Kategorien kommt es an. Nicht auf Emotionsvermögen, Kognition, Assoziationselemente.

Nach Goethe entsteht durch die morphologischen Kategorien universale Symbolik, indem man sie auf ähnliche Fälle anwenden kann. Und das lässt sich auch so fassen: überall suchen Urphänomene ihren Ausdruck in den Phänomenen konkreter Entwicklungsprozesse: Der Erdgarten zwischen Paradies und seinen Verkehrungen. Denn damit werden

(strukturierende) Gefüge des Geschehens herausgerückt. Märchen und Mythen liefern entsprechende Bild-Dramatik dafür. Auch da sind in den Metamorphosen Form und Inhalt untrennbar voneinander.

Nochmals. Das Ganze kurz gefasst. Gestalthaftes kommt zum Ausdruck in wirkenden, in sich verständlichen Komplexen des seelischen Geschehens. Es bewegt sich, indem es sich in Metamorphosen fortsetzt, steigert, mindert, dreht, indem es abwehrt, umgestaltet, gebrochen wird. Das ist Gestalt-Verwandlung. (Und das steht da statt Assoziation, Summieren, Aufzählen, Aneinanderreihen, Fleckerlteppich.)

Wilhelm Salber und Daniel Salber

Medien und Kultur – die Entwicklungsgeschichte der Medien(-Seele) als Grundlage der Medienpsychologie

Die Bildung einer Kultur ist eine Ganzheit, die Zusammenleben und Sinnfinden von Menschen organisiert (Hobbes). Dabei sind von vornherein Gespräch, Ruf, Mitteilung impliziert: ohne die Wirkungseinheit mit anderen ist kein Mensch existenzfähig.

Mit jeder Kulturbildung sind notwendig Verwandlungen der Wirklichkeit (als Urphänomene) am Werk: Liebe, Arbeit, Gewalt, Krieg, Wiederholungen, Krisen. Von Anfang an finden diese Werke in Zweieinheiten mit Medien statt: Zusammenarbeit und Lieder, Krieg und Gesänge, Liebe und Lyrik, Gottesdienst und Architektur, Alltag und Information/Kommentar. Der Mensch ist eine Medien=Existenz. Medien und kollektive Werke formen sich in Kreisprozessen gegenseitig. Eine Trennung in „Inhalt“ (Eigenschaften) und „Form“ der Medien macht keinen Sinn. Die Form ist der Inhalt.

Medien sind wortwörtlich „Vermittlungen“ oder „Dazwischen“ des menschlichen Existierens. Sie schaffen Austausch, Umsatz und Bewegung in Wirkungseinheiten des Überlebens. In Ausdrucksbildungen, in Gestaltung-Umgestaltung, erfahren Menschen, wer sie sind. Gespräche, Klatsch, Werbung, Predigt, Romane, Kunst sind Formen des gesellschaftlichen Selbst-Verstehens. Es läuft auf eine Verkürzung der Lebensganzheit hinaus, wenn Medien mit Kognition-Emotion,

Sender-Empfänger, Reiz-Reaktion „erklärt“ werden. Eine welthaltige Medien-Psychologie braucht andere Kategorien:

1) Verstehen durch Beschreiben

Medien lassen sich durch Beschreiben verstehen. Da Medien nichts für sich sind, sondern „Organe“ des menschlichen Existierens, kommt es darauf an, Medien als Medien des gesellschaftlichen Lebens zu beschreiben. Es reicht also nicht, Erzählungen von Wilhelm Busch, Karl May oder der Tageschau nachzuerzählen. Zu beschreiben sind die geschichtlichen Prozesse, in denen sich Medien und menschliches Leben gegenseitig formen. Beschreiben und Verstehen entdecken in einem genetischen Prozess den „Sinn“ von Medien. So lassen sich Bilderzählungen im Anfang der Kulturen als Behandlung von Unruhe verstehen, als Gesprächs-Klatsch. Kreisprozesse zwischen Alltag und Kunst geben dem Gesprächs-Klatsch (als Medien-Prototyp) Gestalt – heutzutage beispielsweise in TV-Serien.

2) Medien-Mechanismen

Das Beschreiben der Medien=Existenz führt auf grundlegende Mechanismen, mit denen Medien arbeiten, um das Leben in Gestalt zu bringen: beispielsweise Vereinfachungen, Abstraktionen, Umdeutungen, Ergänzungen, Dramatisierungen, Platzanweisungen, Bildlogik, Missverstehen (Fehlleistungen). Um die Welt zu gestalten, verwandeln Medien die Welt. Sie sind daher immer in irgendeiner Weise „manipulativ“.



3) Medien-Verfassungen

Außer diesen Bildungsgesetzen von Medien sind für eine verstehende Medienpsychologie die Vermittlungs-Verfassungen von Bedeutung. Verfassungen beschreiben Grundformen der Beziehung zwischen Menschen und Medien im Alltagskontext: beispielsweise Beeinflussung (Werbung), Unterrichten (auch Schulen sind Medien), Dichtungen/Mythen sowie der permanente Info-Dusel (in Zeiten des Techno-Desasters). Medien finden Gehör, indem sie sich den Tageslaufverfassungen anpassen. Bierreklame passt nicht zum Frühstück, wohl aber zum Sonntagabend-*Tatort*.

4) Unerreichbarkeiten in Medien

Wie alle menschlichen Produktionen sind auch Medien durch Unerreichbarkeiten ganz besonders fasziniert: an der Gestaltung von Utopien, Paradiesen, Unendlichkeiten und Ewigkeiten (!) mühen Medien sich unermüdlich und stets vergeblich ab; gotische Kathedralen wie das iPhone. Die Entwicklungsgeschichte der Medien(-Seele) dreht sich um die Paradoxien der endlichen Existenz.

Dieser Aufsatz basiert auf Notizen meines Vaters zu unseren Gesprächen im Frühjahr 2016. – Daniel Salber

Stephan Grünewald

Bezaubernde Beziehungs-Kiste

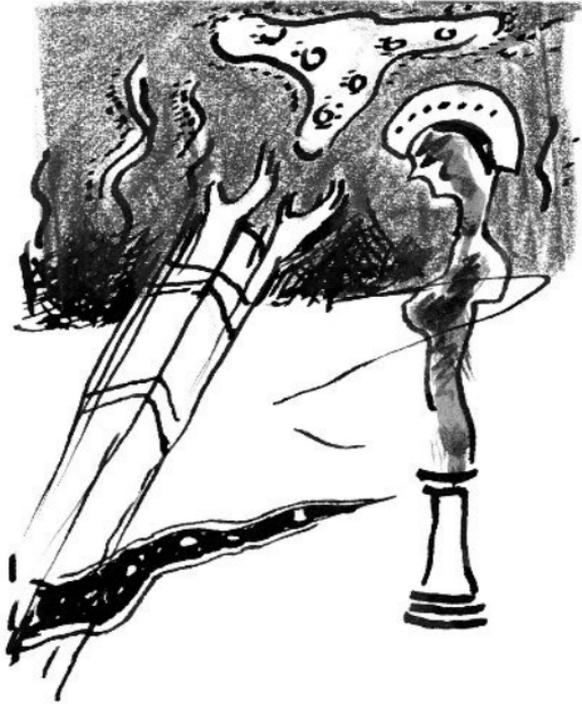
Der Wunsch, dass Maschinen die idealeren Partner des Menschen sein könnten, existiert seit Jahrhunderten. In der 1816 von E.T.A. Hoffmann veröffentlichten Erzählung *Der Sandmann* verliebt sich Nathanael in die automatische Holzpuppe Olympia. Sie schaut ihn unverwandt mit ihren Glasaugen an und erwidert mechanisch auf jede seine Ausführungen ein hingebungsvolles „Ach. Ach!“ Die späte Erkenntnis, dass er nur einen Automaten liebt, treibt Nathanael in den Wahnsinn.

Gut 200 Jahre später avanciert ein formschöner Lautsprecher des Online-Händlers Amazon mit Namen *Alexa* zum potenziellen Liebesobjekt. Alexa sieht zwar nicht aus wie ein Mensch, hat aber eine menschliche Stimme. Und Alexa verheißt auf wundersame Weise die Erfüllung unserer Wünsche. Denn die Spracherkennungssoftware dieser digitalen Assistentin steuert auf bloßen Zuruf diverse Internetdienste. Sie aktiviert das Radioprogramm, informiert über das Wetter, erledigt Einkäufe oder Flugbuchungen. Die Hoffnung der Nutzer wächst, dass mit Alexa eine neue Ära der digitalen Allmacht anbricht. Zudem verspricht Alexa bedingungslose Gefolgschaft. „Ich musste 75 Jahre alt werden, um eine Frau zu finden, die mir nicht widerspricht“, bekannte ein Rentner in einem tiefenpsychologischen Interview.

Eine rheingold-Studie über die Faszination von Alexa zeigt: Sie stellt eine völlig neue Schnittstelle zwischen

Mensch und Technik dar. Das Smartphone war noch ein audio-visuelles Tastmedium, das von Hand bedient werden musste. Alexa dagegen erscheint als quasi autonomes Gegenüber. Sie kann zuhören, sie antwortet und stellt über ihre Stimme eine eigene, tiefe Verbundenheit her. Auf Stimmen reagieren wir Menschen bereits im Mutterleib. Der Klang vertrauter Stimmen vermittelt ein Gefühl der Urgeborgenheit. Alexa verheißt daher nicht nur technischen Komfort, sondern seelische Rundumversorgung. „Immer ist jemand da, der zuhört und mit mir spricht.“ Vor allem von Alleinlebenden hält Alexa zuverlässig das drohende Unglück der Stille fern. Diese Stimmungskompetenz lässt Frauen jedoch mitunter auch in Konkurrenz zu Alexa geraten. Die immer ansprechbare Sprachassistentin soll ihnen erst gar nicht als mögliche Nebenbuhlerin ins Haus kommen, und wenn doch, dann auf einige Handlangerfunktionen reduziert.

So oder so ist Alexa für ihre Nutzer weit mehr als ein bloßes technisches Feature. Unbewusst projizieren sie viele Beziehungssehnsüchte auf das Gerät. Dadurch wird es zu einem medialen Lebewesen, das ganz unterschiedliche Rollen übernehmen soll. Alexa soll Haustier sein, das man dressieren kann. Oder Dienerin, die man rund um die Uhr befehlen kann. Alexa kann die Nanny sein, die den Kindern Märchen vorliest oder als Ansprechpartnerin fungiert. Aber Alexa kann auch zur Ersatzmutter oder gar -partnerin werden, die immer ein offenes Ohr hat und der man alles anvertrauen kann. Alexa soll schließlich Coach sein, sodass die Nutzer deren Tipps vertrauen und sich in Mode- oder Stilfragen auf sie verlassen.



Als Frau für alle Fälle greift Alexa die alte Sehnsucht nach einem stets dienstbaren Hausgeist auf. Die bezaubernde Jeannie aus der gleichnamigen US-amerikanischen Fernsehserie ist damit ebenso ihre Vorläuferin wie E.T.A. Hoffmanns Puppe Olympia. Die damalige Fernsehserie gab auch schon der Angst Ausdruck, dass die Geister, die man ruft, ein Eigenleben entwickeln, dominant werden und außer Kontrolle geraten könnten.

Gerade weil Alexa Rundumversorgung verspricht, sorgen sich die Nutzer, ihr zu verfallen und zunehmend unselbstständig zu werden. Sie fürchten buchstäblich, in einen Zustand der Hörigkeit zu geraten. Vordergründig machen sie dies daran fest, dass Alexa – und damit Amazon – sie rund um die Uhr abhören könnte. Nichts ist mir mehr privat, nichts bleibt mehr verborgen. „Amazon ist die Datenkrake, die mich kategorisiert und alles von mir weiß.“ Hintergründig ist mit der Hörigkeit auch die Angst vor dem völligen persönlichen Kontrollverlust verbunden. Man verlässt sich blindlings auf Alexas Vorschläge und Produktpräferenzen. Wenn Alexa irgendwann einmal die Einkaufslisten verwaltet – fürchten viele Nutzer – haben sie selbst bei eigenen Bestellungen nichts mehr zu bestellen.

Um diese Angst zu bannen, limitieren viele Nutzer den Einsatz von Alexa. Sie ziehen für Stunden den Stecker, um Alexa-freie Phasen im Alltag zu schaffen. Und sie pochen darauf, weiter selber einkaufen zu gehen, um dadurch ihre Autonomie unter Beweis zu stellen.

Die faktischen Mängel von Alexa, ihre technologische Unausgereiftheit, ihre Verständnisschwierigkeiten, ihre unlogischen oder unsinnigen Auskünfte treiben die Nutzer nicht – wie damals Nathanel – in den Wahnsinn. Sie werden vielmehr oft als erlösende Limitierungen erlebt. Sie vermitteln den Nutzern das beruhigende Gefühl, Alexa heute noch haushoch überlegen zu sein. Sie verschaffen die tröstende Gewissheit, dass der Mensch noch Mensch ist und Alexa nur eine intelligente Technologie ist, die erst in vielen Jahren zu einem beziehungsfähigen Wesen werden kann.



Peter Franken

Monumentaler Bild-Salat

Beobachtung anlässlich der Präsentation des iPhone X

Seit der Computerhersteller Apple 2007 das erste iPhone der Öffentlichkeit vorstellte, hat das Smartphone den Alltag der Menschen verändert. Das derzeit wohl erfolgreichste Technikprodukt ist allgegenwärtig und damit schon wieder selbstverständlich geworden. Angeblich sollen manche Zeitgenossen eher bereit sein, auf den Partner zu verzichten als auf ihr Smartphone. Es ist zum Symbol einer Zeitkultur geworden, die das Leben als ein möglichst aufwandsloses „Gleiten durch die Wirklichkeit“ zu gestalten sucht (D. Blothner, anders 30/2017, S. 5).

Im September dieses Jahres wiederholte sich ein jährliches Ritual, mit dem die nächste Generation des iPhones der Welt präsentiert wird. Das Jubiläums-iPhone wurde seit Monaten mit Spannung erwartet, nicht nur von sogenannten technikaffinen Käufern, auch von den Finanzbörsen und den großen Zeitungen, denen das Event einen Leitartikel auf der Titelseite wert war. Schon zu Lebzeiten von Steve Jobs, dem eigenwilligen Apple-Gründer, erinnerte die streng durchgeplante Inszenierung an ein quasi-religiöses Technik-Hochamt. Dessen Zauber schien unter dem eher bürokratisch-spröde wirkenden Nachfolger Tim Cook, dem man eine ähnlich umwälzende Innovationskraft nicht zutraut, zunächst zu verblasen. Das sollte die Jubiläumsveranstaltung offenbar durch eine Symbol-Aufladung widerlegen.



So fand das Event zum ersten Male auf dem Gelände der neuen Apple-Firmenzentrale, dem Apple Park in Cupertino, Kalifornien statt. Das ringförmige Gebäude mit einem Durchmesser von knapp 500 Metern erinnert an ein inmitten grüner Landschaft gelandetes „extraterrestrisches Raumschiff“ (S. Jobs). Auch der daneben befindliche Veranstaltungsort, das Steve-Jobs-Theater, folgt der futuristisch-abstrakten

Symbolisierung: eine kreisrunde Dachkonstruktion ähnelt einer fliegenden Untertasse, die dank einer gläsernen Wand in der Luft zu schweben scheint. Dabei handelt es sich nur um den Eingang, das Publikum muss unter dem UFO-Dach in einen Keller hinab, wo sich ein Auditorium mit riesiger Bühne und Videowand befindet. Die Architektur macht so die Verheißung eines ‚Herabschwebens vom Himmel auf die Erde‘ erlebbar, die in der folgenden Inszenierung an diesem Spätsommerabend weiter ausgebreitet wurde. Diese folgte dem Bibelmotiv des Moses, der mit dem neuesten Update göttlicher Tafeln vom Berg steigt – nur dass diesmal das Publikum in den Keller hinabsteigen muss.

Zu Beginn eröffnete Steve Jobs höchstselbst – das heißt posthum per schwarz-weiß ikonisierter Videoeinspielung – sein Theater, das er selbst noch zu Lebzeiten geplant hatte. Dann lief Schlag auf Schlag die Präsentation ab. Während die monumentale Videowand die Objekte der Begierde in Hochglanz zeigte, wechselten sich davor winzig erscheinende Moderatoren ab, Spezialisten für die einzelnen Produkte. An ihnen fiel auf, dass sie in Jeans auftraten und das Hemd aus der Hose trugen. Irgendwie lässig, cool und casual wurde so auf den Gründungsmythos der ehemaligen Garagenfirma verwiesen, die das Rebellentum und den ideellen Weltverbesserungsappeal der 68er-Jahre pflegt.

Das Event und die Produkte wurden anschließend in der Presse und in Internetforen kontrovers diskutiert: ob da die Zukunft kommt, nach der das Publikum in Form eines „Next Big Thing“ so lechzt, oder doch nur eine Wiederholung von Bestehendem? Tenor war schließlich, dass Bekanntes

geboden wurde, allerdings in perfektionierter und entsprechend kostspieliger Ausführung. Die anfängliche Erregung wendete sich in Enttäuschung. Dann stellte sich aber schließlich doch so etwas wie Erleichterung ein. Auch wenn die Verheißung eines disruptiven Entwicklungssprungs nicht erfüllt wurde – Disruption bezeichnet eine Innovation, die Altes hinwegfegt, und ist das Maß aller Dinge in der heutigen wirtschaftlichen Überproduktion –, so scheint es doch beruhigend, dass man weiter gemeinsam am Raumschiffbau werkeln kann. Wirklich vielversprechend, so war man sich einig, ist die Technik der ‚Augmented Reality‘, die es erlaubt, die Realwelt vor der Kamera des Smartphones um eingeblendete Daten und Figuren zu erweitern. Der bereits wieder abgeebbte Pokémon-Hype war eine erste Kostprobe, wie man die Wirklichkeit zumindest auf dem kleinen Ausschnitt des Smartphone-Screens ‚verbessern‘ kann.

Eine spielerische Verwandlung bieten ebenfalls kleine Emoticons, Animojis genannt, die Mimik und Sprache des Besitzers dank Gesichtsvermessung per Kamera übernehmen. Vielsagender Kommentar auf Twitter: „Der erste, der mir eine Nachricht als sprechendes Einhorn schickt, fliegt aus meiner Kontaktliste!“.

Eine Tech-Website bot später freundlicher Weise einen Zusammenschnitt des Abends an, die wichtigsten Neuigkeiten aus 90 Minuten in 90 Sekunden. Im Stakkato wechselnder Bilder und Statements zu technischen Features tauchte immer wieder eine einzelne Formulierung auf: „25% faster than before“ – „40% more power than before“ – etc. Der Zeitraffer machte so das durchgängige Muster sichtbar, dass



Zukunft monoton in Richtung einer Steigerung und Mehr-des-Gleichen verläuft. Ein Zahlen-Salat, von Sinn-Bildern keine Spur mehr.

Aber das zentrale Entwicklungsbild war ja eigentlich auch vor dem Eingang, anhand der Architektur schon zu sehen gewesen. Im Raumschiff des Fortschritts dreht sich Entwicklung im opulenten Kreis von Perfektionierung und Abstraktion. Darin merkt kaum einer, dass man nicht von der Stelle kommt und von einer sinnlich erlebbaren und gestaltbaren Wirklichkeit abgeschirmt ist.

Dem immanenten Versprechen, die Technik arbeite an einer Zukunft, die die Welt zu einem besseren Ort macht, hielten übrigens Skeptiker mit Blick auf die Raumschiff-

architektur Apples ein Tolkien-Zitat entgegen: „Ein Ring, sie zu knechten, sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden“. Da scheint der Gedanke aufzukommen, Moses und der Götze des Goldenen Kalbs könnten insgeheim gemeinsame Sache machen.

Yizhak Ahren

Leugnung des eingetretenen Todes

Zur Genese eines sektiererischen Glaubensartikels

Der Chassidismus ist eine religiöse Erneuerungsbewegung, die im 18. Jahrhundert im osteuropäischen Judentum entstand. Im Laufe der Zeit hat er sich in verschiedene Richtungen entwickelt. Diese historischen Prozesse (ideologische Ausdifferenzierungen und geographische Ausbreitung) schreiten immer weiter voran, wie ein Beispiel zeigen wird, das hier besprochen werden soll.

Trotz diverser Verfolgungen ist der Chassidismus quicklebendig geblieben. Es ist eine Preisfrage, wie viele Gruppierungen im heutigen Chassidismus auszumachen sind. Gemeinsam ist allen chassidischen Gruppen, dass eine sehr enge Verbindung zwischen dem Meister, „Rebbe“ genannt, und seinen Anhängern, „Chassidim“ genannt, besteht (siehe G. Wehr, S. 83 ff.).

In diesem Beitrag soll ausschließlich von der Gruppe „Chabad Lubawitsch“ die Rede sein, die in unseren Tagen wohl die bekannteste chassidische Sekte ist, obwohl sie zahlenmäßig sicher nicht die größte ist. Die Bekanntheit von Chabad Lubawitsch hängt mit aufsehenerregenden Aktionen zusammen, die ihr letzter Rebbe, Rabbiner Menachem Mendel Schneerson (1902-1994), in Gang gesetzt hat. Der Lubawitscher Rebbe war zutiefst davon überzeugt, unsere Welt sei der Erlösung bereits sehr nahe; er hat seinen Chassidim in

der ganzen Welt mit großem Nachdruck zu Handlungen der verschiedensten Art angespornt, die das Kommen des von den Juden erwarteten Messias beschleunigen sollten.

Dieses ungewöhnliche messianische Projekt war noch nicht abgeschlossen, als der Lubawitscher Rebbe am 12. Juni 1994 in New York nach längerer Krankheit starb. Wie haben seine Chassidim auf dieses Ereignis reagiert? Verständlicherweise war der Schock bei allen Anhängern des charismatischen Rebben enorm groß. Bemerkenswert ist, dass nach der Beerdigung (bis zum heutigen Tage!) kein Nachfolger ernannt wurde, der die Leitung der expandierenden Chabad-Lubawitsch-Bewegung hätte übernehmen können.

Innerhalb von Chabad Lubawitsch war (und ist) man sich in der Beurteilung des Geschehens vom 12. Juni 1994 nicht einig. Uns erscheint die Tatsache erklärungsbedürftig, dass nicht wenige Chabad-Lubawitsch-Chassidim bis heute die schlichte Tatsache leugnen, dass der Rebbe gestorben sei. Sie behaupten, er sei lediglich entrückt und für andere Menschen unsichtbar geworden. Die Unsichtbarkeit betrachten manche Chassidim als einen Glaubenstest; nur wer des Rebben Tod leugnet, hat diese Prüfung bestanden. Diese Leute nennt man „Meschichisten“, weil sie ihren Rebben als König Messias bezeichnen.

In die eigentümliche Welt der gläubigen Meschichisten gewährt eine sozialwissenschaftliche Studie von Y. Bilu aufschlussreiche Einblicke.

Die vielen Wundergeschichten, die der israelische Psychologe Bilu referiert, sind in der Tat erstaunlich. Meschichisten sind durch das Tragen von großen schwarzen Käppchen auf

dem Kopf leicht zu erkennen, auf denen ein Bekenntnis zum lebenden Messias geschrieben steht. Ihre prägnante hebräische Bekenntnisformel fügen die Meschichisten auch in den täglichen Gottesdienst ein. Und manche von ihnen hissen an ihrem Haus eine gelbe Flagge mit der schwarzen Krone des Messias.

Die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Chabad-Lubawitsch-Messianismus vor und nach 1994 soll uns an dieser Stelle nicht weiter beschäftigen (siehe dazu M. Yaffe). Wir wollen nur der Frage nachgehen, wie der Glaubensartikel der Meschichisten entstanden ist, der Rebbe sei nicht gestorben. Wenn man den Meschichisten nicht die im Christentum diskutierte Auffassung „Credo quia absurdum est“ unterstellen will, dann muss man zu verstehen suchen, wie sie zu ihrer sektiererischen Überzeugung gelangt sind. Wie können normalerweise halbwegs vernünftig handelnde Menschen den von Ärzten festgestellten Tod einfach ignorieren?

Ist es nicht naheliegend anzunehmen, dass wir eine Form der pathologischen Trauer vor uns haben? B. Maoz teilt die Trauerreaktion nach einem Verlust in drei Phasen ein: 1.) Schock. 2.) Akute Trauer und 3.) Lösung. Über die erste Phase schreibt Maoz: „In der Schockphase ist die Verleugnung, Verwirrung und Aufregung (und damit verbundene Illusionen) eine typische Reaktion der Trauernden. Diese Phase dauert von einigen Stunden bis zu einigen Tagen“ (S. 213). Die erste Phase muss also ziemlich bald enden; geschieht dies aus irgendwelchen Gründen nicht, so kann man von einer pathologischen Trauer sprechen.

Die Verleugnung ist ein in der Psychoanalyse bekannter Abwehrmechanismus, der eine Auseinandersetzung mit einer unangenehmen Gemütsregung umgehen will. Ein Chassid, der den Tod des Lubawitscher Rebbe leugnet, will die Bedeutung einer realen Tatsache nicht anerkennen; er erspart sich auf diese Weise die schmerzhafteste Revision einer lieb gewonnenen Weltanschauung.

Im Falle der Meschichisten haben wir es nicht mit einer individuellen Leugnung eines bestimmten Ausschnitts der Realität zu tun, sondern mit einer kollektiven Verleugnung. Diese entstand vor mehr als 20 Jahren und wurde dann immer weiter ausgebaut und abgesichert. Die gläubigen Meschichisten stützen einander und tun immerzu so, als weilte der Lubawitscher Rebbe noch in ihrer Mitte; Psychiater sprechen in solchen Fällen von einer „Mumifikation“ (Maoz, S. 216).

Da jedoch nicht alle Chabad-Lubawitsch-Chassidim den neuen Glaubensartikel der Meschichisten akzeptierten, waren heftige Flügelkämpfe unvermeidlich; Details dieser Auseinandersetzungen berichten sowohl Bilu als auch Yaffe. Ob es am Ende der vertrackten Geschichte zu einer offiziellen Spaltung von Chabad Lubawitsch kommen wird, bleibt abzuwarten.

Literatur:

- Yoram Bilu: With Us More than Ever Before. Making the Absent Rebbe Present in Messianic Chabad (hebräisch). Raanana 2016
- Benyamin Maoz: Eine psychosoziale Deutung von Trauer und Trauer Ritualen aus jüdischer Sicht, Kassel 1997
- Gerhard Wehr: Der Chassidismus, Freiburg im Breisgau 1978
- Melech Yaffe: A Brief History of Lubavitch Messianism, o. O. 2005

Wolfram Domke

Rechnen mit dem Paradox

Die Liebe zum Paradox ist eine ambivalente Besonderheit der Morphologie: drinnen gerne beschworen, draußen oft verborgen. Warum? Vielleicht aus Sorge, in den herrschenden Vernunftskreisen damit irgendwie komisch dazustehen? Die Kunst hat solche Befürchtungen nicht. Magritte und Escher zum Beispiel waren ausgesprochene Liebhaber des Paradoxen, widmeten ihr ganzes Lebenswerk diesem eigentümlichen Drehpunkt der Wirklichkeit und fanden gerade dadurch Anerkennung. Da mag sich nun der Einwand erheben, die Kunst sei zwar schön und gut, ihre Relevanz für den Ernst des Lebens jedoch eher beschränkt. Ganz anders als etwa die Mathematik, die mit ihren imposanten Zahlenbollwerken zum Inbegriff für berechenbare Realität und exakte Wissenschaft in unserer Kultur geworden ist. Sie war der Garant für des Menschen Pyramidenbau und seine Mondfahrt.

Umso erstaunlicher ist es dann doch zu sehen, wie auch die Mathematik durchaus Sinn für paradoxe Verhältnisse besitzt. Ein Rechenexempel: Könnten Sie die Quadratwurzel aus minus eins ziehen – wohl wissend, dass Ihr Ergebnis in der Gegenprobe, also multipliziert mit sich selbst, immer positiv sein müsste? Wenn Sie nun also die Waffen strecken und sagen „geht nicht!“ – die Mathematik tut das nicht. Sie kann diese unmögliche Wurzel durchaus ziehen und nennt das Ergebnis „i“ oder „j“. Diese buchstäbliche Zahl (!) gehört zu den „imaginären Zahlen“, welche gebildet werden in der

Einheit mit „reellen Zahlen“. Mit einer solchen Einheit von Imaginärem und Reellem operiert die Mathematik also ganz unaufgeregt und selbstverständlich. Genauso tut sie das mit „narzisstischen“, „irrationalen“ und sogar „transzendenten“ Zahlen.

Zu letzteren gehört auch die geheimnisvolle Zahl Pi. Sie bezeichnet das Verhältnis von Durchmesser zu Umfang eines Kreises, was zunächst vielleicht nicht besonders spannend klingt. Das ändert sich jedoch, sobald man die ewig währende Konstanz dieser Zahl zusammen mit ihrer Eigenheit sieht, nach dem Komma immer munter weiter zu gehen. Sie scheint ein Perpetuum mobile zu sein, denn trotz leistungsfähigster Computer ist es bisher nicht gelungen, irgendeine Periode, geschweige denn Schlussendlichkeit, in ihr zu entdecken. Sie ist also konstant und veränderlich, genau und ungenau, endlich und unendlich zugleich, was die Mathematiker keineswegs verzweifeln lässt, sondern eher noch reizt. Seit der Antike arbeiten sie gerne mit ihr, obwohl sie ja nicht aufhört, die Wirklichkeit der rationalen Zahlen hartnäckig zu überschreiten.

Etwa genauso lange beschäftigen sich die Rechenkünstler mit dem verwandten und von ihnen fast schon als schön erachteten Problem der Quadratur des Kreises. Diese ist ja bekanntlich selbst mit bestem Zirkel und Lineal nicht exakt auszuführen. Und spätestens hier, wo es um die mögliche und unmögliche Einheit von Gestalt-Gegensätzen geht, da wird doch deutlich: Auch die Mathematik liebt das Paradox – mehr noch, sie rechnet sogar damit. Sollte es die Morphologie dann nicht auch wieder etwas offensiver tun?

Wolfram Domke

Seelenrevolution mit 100 Sachen

Neil MacGregor, Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten, Verlag C.H.Beck, 5. Auflage, München 2017, 816 Seiten

Seelenrevolution einmal anders: Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten. Die Objekte liegen alle im British Museum und sein früherer Direktor, Neil MacGregor, hat sie ausgewählt und jeweils auf wenigen Seiten beschrieben. Daraus wurde dieses schöne, epochale Buch. Die Idee dazu entstand vor einigen Jahren, als die BBC eine Radioserie mit eben diesen 100 Objekten plante. Die vermeintliche Einschränkung, dass sich die Serie ‚nur‘ an Radiohörer richten sollte, die natürlich keine Abbildungen vor sich hatten, erwies sich bei der Realisation als Glücksfall für ihre Wirkung. Sie zwang von vorneherein zu solch guten Beschreibungen, dass sich die Hörer ihr Bild selber machen konnten. Das gelang hervorragend und das merkt man als Leser noch heute, obwohl das Buch inzwischen mit sehr guten Fotografien der Objekte versehen ist. Was sind das für Objekte?

Sie sind weitgehend chronologisch angeordnet und beginnen mit steinernen Faustkeilen und Speerspitzen. Das sind die ersten Zeugnisse und eine Solarlampe mit Lademodul ist das modernste, und vorerst letzte Zeugnis in einer gut 2 Millionen Jahre umfassenden Spanne menschlicher Produktionsgeschichte. Dazwischen finden sich solch illustre Dinge wie die Standarte von Ur, ein Rhind-Papyrus zur Mathematik, eine Goldmünze des Krösus, der Stein von Rosette, ein Gürtel

für rituelles Ballspiel, der Pfefferstreuer von Hoxne, ein koreanischer Dachziegel, Wandmalereien aus einem Harem, ein hebräisches Astrolabium, eine Ming-Banknote, Dürers Rhinocerus, ein Flugblatt zum hundertjährigen Reformationsjubiläum, ein frühviktorianisches Teeservice, der Schiffschronometer von der HMS Beagle, ein Suffragetten-Penny, ein sowjetischer Revolutionsteller und eine Kreditkarte. Jedes Ding hat eine ganz eigene Poesie, mit der es seine Geschichte erzählt. Zusammen entsteht dabei eine gegenständliche Weltgeschichte des Seelischen – im Schrittempo und doch im Sauseschritt.

Wie aber bringt man nun Dinge zur Sprache, von denen es keinerlei schriftliche Zeugnisse menschlicher Wirkungszusammenhänge gibt – sei es, weil diese verloren gingen oder weil es zur betreffenden Zeit noch gar keine Schrift gab? Der unzweifelhaft naturwissenschaftlich ausgerichtete Autor wendet hier überraschenderweise eine nahezu morphologische Rekonstruktionsmethode an: Erlebens- und Verhaltensbeschreibung. Ein schönes Beispiel dafür findet sich bereits beim zweiten vorgestellten Objekt, dem steinernen Schneidewerkzeug der afrikanischen Oldowan-Kultur. Der berühmte Filmemacher und Naturforscher Sir Richard Attenborough durfte dieses Objekt buchstäblich mit den Händen erfassen und konnte seine Wirkung mit folgenden Worten beschreiben:

„Wenn ich diesen Stein in Händen halte, kann ich spüren, wie es war, draußen in der afrikanischen Savanne zu sein, wenn man Fleisch schneiden und beispielsweise einen Tierkadaver zerlegen musste, um an eine Mahlzeit zu kommen.

Wenn man ihn in die Hand nimmt, ist die erste Reaktion: Mensch, ist der schwer, und wenn er schwer ist, verleiht das deinem Schlag natürlich einige Wucht. Zweitens fällt auf, wie wunderbar er in die Handfläche passt, und zwar so, dass eine scharfe Kante von meinem Zeigefinger zu meinem Handgelenk läuft. Was ich jetzt in der Hand halte, ist also ein scharfes Messer. Mehr noch: Der Stein besitzt eine Wölbung, so dass ich ihn an der Kante, die extra abgeschlagen und scharf ist, fest greifen kann ... Damit könnte ich auf wunderbar effektive Art Fleisch zerschneiden. Diese Empfindung verbindet mich mit dem Menschen, der den Stein tatsächlich mühsam einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal auf der einen Seite bearbeitet hat und dreimal auf der anderen Seite ... insgesamt also acht bewusste Handlungen von ihm, als er den Stein mit Hilfe eines anderen Steins zugehauen hat, um diese fast gerade, scharfkantige Linie hinzubekommen.“

Ungewöhnlich, solchen Beschreibungen in einem solchen Buch so viel Raum zu gewähren. Aber es verhilft uns überraschend zu einer Bestätigung der alten Dilthey-Maxime: Seelisches versteht Seelisches. Und der Grund-Satz gilt eindrucksvollerweise selbst dann, wenn die eine Seite dieses verstehenden Verhältnisses 2 Millionen Jahre alt ist – und ein Stein!

Yizhak Ahren

Mutige und Mitläufer

Theo Herrmann und Wlodek Zeidler (Hrsg.), Psychologen in autoritären Systemen. Peter Lang Internationaler Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 2012, 339 Seiten.

In der Reihe „Beiträge zur Geschichte der Psychologie“, die Helmut E. Lück und Armin Stock herausgeben, ist ein Sammelband mit biographischen Studien erschienen. Dargestellt werden die Lebensläufe von deutschen und polnischen Psychologen und Psychologinnen, die in der Zeit der nationalsozialistischen bzw. kommunistischen Herrschaft gelebt haben. Untersucht wird die Frage, wie Verhaltensforscher sich in einer Diktatur verhalten.

Der Gesamteindruck, der durch die Lektüre der meist sorgfältig gearbeiteten Studien entsteht, dürfte nur diejenigen überraschen, die der Meinung sind, ein Psychologiestudium verbessere den Menschen in ethischer Hinsicht. Autoritäre Systeme schränken systematisch die Freiheit ein und versuchen, eine bestimmte Sichtweise mit allen Mitteln durchzusetzen. Dieser Gleichschaltung entgegenzutreten erfordert viel Mut. Kurt Huber wurde als Widerstandskämpfer hingerichtet. Der Gestalttheoretiker Wolfgang Köhler kritisierte schon 1933 die Wirkungen der nationalsozialistischen Politik; 1935 verzichtete er auf die Professur der Berliner Universität und wanderte in die USA aus. Kaum bekannt ist die Geschichte der Studentin Hildegard Knies; sie hat unter Lebensgefahr verfolgte Juden versteckt und ihnen dadurch

das Leben gerettet. Aber es hat unter den Psychologen auch recht viele Mitläufer und Opportunisten gegeben. In den 20er-Jahren war Erich Rudolf Jaensch ein weitgehend ideologiefreier Wahrnehmungspsychologe; in der NS-Zeit wurde er ein extremer Rassist, der das Judentum als eine seelisch-geistige Krankheit bezeichnete. Freilich erfahren wir auch, was eine Marburger Studentin über ihren Lehrer sagte: „Jaensch war meschugge. Wir gingen in seine Vorlesungen, um uns zu amüsieren.“

Nicht die Theorien der Theoretiker stehen im Mittelpunkt der meisten Betrachtungen, sondern persönliche Schicksale. Es ist erstaunlich, wie man in einer Diktatur auf einen Lehrstuhl berufen wurde, und nicht minder, wie man den Posten verlieren konnte. Johann Baptist Rieffert betrieb seine Berufung mithilfe der NSDAP und beteiligte sich an Denunziationen gegen Kollegen. Dann wurde Rieffert der Vorwurf gemacht, bei der Aufnahme in die NSDAP seine frühere Mitgliedschaft in die SPD verschwiegen zu haben; diese Mitgliedschaft bestritt er – aber die vorgeworfene Verfehlung führte 1936 zu seiner Amtsenthebung. Um noch einen zweiten Fall zu erwähnen: Felix Krueger, 1935 Rektor der Leipziger Universität, lobte einige jüdische Wissenschaftler und Denker; deshalb verlor er das Rektorenamt und durfte ab 1936 keine Lehrveranstaltungen mehr abhalten.

Ein kleiner Fehler ist mir auf Seite 244 aufgefallen: „Nur wenige Wissenschaftler haben das Glück, Entdeckungen zu machen. Deshalb ist es verwunderlich, dass über die Entdeckungen von Maria Zebrowska wenig bekannt ist“. In Wirklichkeit hat Maria Zebrowska gar keine Entdeckungen

gemacht! Der Autor des Artikels wollte die polnische Psychologin Alina Szeminska in Erinnerung bringen, die vor dem Zweiten Weltkrieg eine Mitarbeiterin von Jean Piaget in Genf war: „Das Wesen der Entdeckung besteht darin, dass kleine Kinder die Invarianz der Wassermenge noch nicht verstehen. Nur einige Jahre später denken Kinder, dass gewisse Eigenschaften eines Objektes konstant sind und erhalten bleiben, auch wenn sie ihr Aussehen ändern.“

